basierte, hin zu einer stärker individualisierten (Selbst-)Disziplinierung nach. Die noch zu Beginn des Untersuchungszeitraums intendierte Kanalisierung von Sexualität innerhalb legitimer ehelicher Verbindungen wurde zusehends durch andere Formen des Zusammenlebens ersetzt. In Opposition zu den stark von der christlichen Ethik beeinflussten Sichtweisen legitimer Sexualität zum Zwecke der Reproduktion wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend auf eine dogmenfreie Ausübung konsensualer und gewaltfreier Sexualität Wert gelegt. Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert wird zudem die sexuelle Integrität als wichtiges Rechtsgut definiert, womit auch ein intensiver gesellschaftlicher Diskurs über sexuelle Gewalt, sexuelle Orientierung und Präventionsmaßnahmen im Kampf gegen sexuell übertragbare Krankheiten einhergeht.

Schade ist lediglich, dass die Autorinnen kein Fazit bzw. keine Zusammenschau in Längsschnittperspektive miteinschließen. Eine Evaluation der aktuellen Situation, mit ihren vielfältigen historischen Wurzeln und Bedingtheiten, hätte die Publikation thematisch abgerundet. Doch womöglich soll der durch das Buch gelegte rote Faden ja von den Studierenden des Masterstudiengangs Sexuelle Gesundheit aufgenommen und weitergesponnen werden.

Als Lehrwerk präsentiert sich Band 3 der Schriftenreihe Sexuelle Gesundheit und Soziale Arbeit jedenfalls hochwertig und informativ und liefert insgesamt eine wertvolle Orientierungshilfe für bislang nicht historisch tätige Personenkreise. Doch auch für Historiker und Historikerinnen stellt die Monografie von Ruckstuhl und Ryter ein brauchbares Handbuch dar, um einen kompakten und fundierten Überblick über die Geschichte der Sexualität und Reproduktion in der Schweiz seit 1750 zu erhalten.

Marina Hilber, Universität Innsbruck (AT)

Schober, Sarah-Maria: **Gesellschaft im Exzess**. Mediziner in Basel um 1600. Frankfurt a.M.; New York, Campus Verlag, 2019. 444 S., € 49.–. ISBN 9783593510286

Der Tatsache, dass die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts in vielen Fällen positivistisch, nationalistisch und auch moralisierend agierte, sind sich HistorikerInnen heute in der Rückschau bewusst. Dieses Bewusstsein ist, methodisch reflektiert, überaus nützlich, um sich aus der Falle eigener, unbewusster Vorannahmen zu befreien. Insofern ist die Überlegung Sarah-Maria Schobers, auch den vormals nur negativ besetzten Begriff «Exzess» nicht als wertendes, sondern in nüchterner Betrachtung als ebenso gesellschaftsbeeinflussendes Konzept wie «Ordnung» verstehen zu wollen, erst einmal eine kluge Idee. Schober zieht einleitend umfangreiche Forschungsliteratur heran, um ihren Ansatz auszubauen und zu erläutern.

Leider leitet sich jedoch aus der hier stattfindenden Kumulation von theoretischen Konzepten und Fragestellungen keine eigenständige, tragfähige Methodik ab. Dies beginnt schon damit, dass der zentrale Begriff «Exzess», von dem die Autorin selbst einräumt, er sei in dem von ihr untersuchten Zeitraum kaum gebräuchlich gewesen, nicht definiert wird. Es wird zwar Forschung zum Thema referiert, aber für das eigene Vorgehen verbleibt Schober bei Thesen, was «Exzess» ihrer Ansicht nach leistet, ohne zu definieren, woran sie ihn festmacht, also wie sie ihn als solchen im untersuchten Material überhaupt präzise aufspüren kann. Diese mangelnde konzeptuelle Durchdringung schlägt sich im Folgenden in einer gewissen Beliebigkeit hinsichtlich

der Auswahl von und des Umgangs mit den benutzten Quellen nieder. Es ist durchaus richtig, wenn die Autorin zu Beginn ihres dritten Kapitels *Gesellschaft schreiben – der Text* bemerkt, dass der «gemeinsame Schriftlichkeitsraum» der damaligen Gelehrten von vielen verschiedenen Gattungen und mit ihnen verknüpften Darstellungskonventionen gestaltet wurde. Dies verspricht eine breite, multiperspektivische Quellenbasis, die für jede Arbeit gleichermaßen reizvoll wie Erfolg versprechend ist. Die Quellenauswahl erfolgt bei Schober jedoch aufgrund ihrer vagen Begrifflichkeit im Wesentlichen assoziativ. Alles Mögliche in Texten und Bildern wird somit zum «Exzess» erklärt: Körper sind exzessiv, da sie sich im Bad «verflüssigen», in der Anatomie auflösen oder nicht der Norm (welcher?) entsprechen; Menschen handeln exzessiv, weil sie, kollektiv oder einzeln, irgendeine Grenze überschreiten (oder «umspielen»), wie ein Dieb, der ein Wams stiehlt und sich dann im Wirtshaus exzessiv benimmt: denn schon das «Eindringen» in «das Körperanalogon Haus», die poröse «Schutzhaut» seiner Bewohner, gilt für Schober ebenso als Exzess wie die Gestaltung des Hauses und Interaktionen in dessen Innerem. Dinge wie z.B. Texte sind exzessiv, weil ihre Anzahl im Druck im 16. Jahrhundert explodiert, weil das *Heldenbuch* Heinrich Pantaleons eine «exzessive Fülle an gewürdigten Personen» aufweist, die «Exzessivität von Titulaturen» in Schriftstücken soziale Hierarchien festschreibt usw. Schließlich lautet die These des vierten Kapitels *Die Ordnung des Körpers – Anatomie*, dass der Wissensdurst der sezierenden Mediziner als exzessiv wahrgenommen wurde, wozu man u.a. bereit sein muss, das – von Vesal als Galenkritik verstandene – sezierete/zu sezierende Schwein auf den Titelblättern zeitgenössischer anatomischer Werke als «das tierische Symbol für Exzess» zu verstehen. Bereits diese wenigen Beispiele zeigen, wie beliebig hier oft argumentiert wird. Dies hat nicht mit der volatilen Dynamik eines gesellschaftlichen Prozesses zwischen interdependenten Polen (Ordnung und Exzess) zu tun, sondern mit fehlender Kategorisierung. Es tut sein Übriges, dass die Autorin meist in verunklarendem Wissenschaftsjargon schreibt (der «exzessive Imaginationsraum als Aufmerksamkeitstrigger»), und sich immer wieder detailreiche Passagen finden, die selbst mit größter Bereitschaft zur Assoziation Rätsel hinsichtlich ihres Themenbezugs aufgeben.

Der Titel des Buches verspricht außer einer Analyse von «Exzess» noch zweierlei: dass diese Analyse mit Bezug auf die städtische Gesellschaft Basels sowie für die Personengruppe der dortigen Mediziner stattfindet. Beides wird der Autorin zufolge in den ausgewählten «sozialen Situationen» Bad, Haus, Text und Anatomie sichtbar. Inwiefern die außerhalb Basels liegenden Heilbäder und die *Res publica litteraria* («Text») mit ihren mehrheitlich gerade nicht baslerischen Akteuren dafür repräsentativ sind, sei dahingestellt. Im Wesentlichen scheint die städtische Gesellschaft nur aus der kleinen Personengruppe bekannter Basler Mediziner (v.a. Felix Platter, Caspar Bauhin, Heinrich Pantaleon) und ihrem Umkreis zu bestehen, deren Texte Schober nun auf «Exzess» abklopft. Hier muss sich die Eigenlogik der medizinischen Texte des Öfteren der Deutung der Autorin beugen. Platter vergleicht beispielsweise in seinen *Observationes* die Fettbrüste eines sehr dicken Mannes, den er im Bad sieht, mit denen stillender Mütter, versucht also den Befund mit einem lebensweltlichen Vergleich zu visualisieren, wie man es oft in den damaligen medizinischen Texten findet, die nicht illustriert waren. Abschließend bemerkt er, der dicke Mann sei tätig, tanze und zeuge Kinder, d.h. er sei nützlich, nicht phlegmatisch und erfülle seine Geschlechterrolle, sei damit also nicht *krankhaft* dick. Aus der Sicht der medi-

zinischen Norm, also der Perspektive des Verfassers, wurde also gerade *kein* Exzess festgestellt. Bei Schober wird hieraus jedoch eine nach dem Verlassen des Bades zu retransformierende «imaginierte Geschlechtsauflösung» (und damit ein Exzess wie bei allen Verflüssigungen von humoralpathologisch definierten Körpern), was zudem an alchemistische Vorstellungen erinnern soll (Wasserbad). Solche von fremden Theorien inspirierte und assoziativ überfrachtete Interpretationen kennzeichnen in vielen Fällen den Umgang der Autorin mit ihren Quellentexten.

Nach 376 Seiten mündet die Studie in der Erkenntnis, dass die frühneuzeitliche «Gesellschaft im Exzess» hierarchisch strukturiert sei und sich diese Strukturen fortwährend in Aushandlungsprozessen befanden. Schobers Verdienst ist es, daran erinnern zu haben, dass jedes Reflektieren über Ordnung gleichermaßen das Reflektieren über vorgängige Un-Ordnung sein muss.

Sabine Schlegelmilch, Universität Würzburg (DE)

Civic Medicine. Physician, Polity, and Pen in Early Modern Europe, edited by J. Andrew Mendelsohn, Annemarie Kinzelbach and Ruth Schilling. London, Routledge, 2020. 319 p. (The history of medicine in context). £. 120.–. ISBN: 978-1-4724-5358-7.

Civic Medicine est le résultat d'un travail collectif particulièrement bien réussi. La collaboration articulée à partir de plusieurs rencontres confère aux chapitres un fil conducteur pertinent et des concepts communs. Les espaces étudiés comprennent des villes du nord de l'Europe (Prague, Varsovie, Nördlingen et Nuremberg notamment), des villes méridionales (Milan, Minerbio) et même une ville du Proche Orient (Damas). L'objectif collectif est d'offrir une nouvelle approche à l'histoire de la santé en explorant le rôle que jouent les soignants (docteurs, chirurgiens et apothicaires) dans les communautés auxquelles ils appartiennent et pour lesquelles ils oeuvrent. L'ouvrage est lancé par une démonstration historiographique stimulante de J. Andrew Mendelsohn qui défend une approche basée sur l'exploration des pratiques et des valeurs caractéristiques de l'ensemble des activités des soignants au service du bien commun. En s'appuyant sur les pratiques rationnelles retrouvées dans les entreprises et les activités des soignants (des docteurs, des chirurgiens et des apothicaires), Mendelsohn échafaude une base théorique pour envisager ce champ mal connu, les activités des soignants à la fois au service de l'état et de la société civile qu'il désigne en anglais, au moyen du terme difficilement traduisible de, «polity».

Les chapitres jouent avec différentes perspectives et échelles en s'appuyant largement sur les traces laissées par les praticiens dans les administrations locales. Michael Stolberg recense les écrits et stratégies d'auto-promotion («self-promotion») de Georg Hadsch, un médecin du 16^e siècle, relevant au passage à quel point la médecine s'inscrit dans une constellation de compétences littéraires et scripturales différentes (compilation, poésie, traités, notes, etc.). Sabine Schlegelmilch identifie les attentes à la fois des candidats praticiens et des autorités urbaines esquissées dans les lettres de candidature pour l'office recherché de médecin de ville (localités germaniques). Fritz Dross analyse les serments oraux et écrits que devaient prêter les soignants actifs à Nuremberg, ainsi que les contrats établis à partir du début du 16^e siècle entre les autorités et certains soignants, afin d'interroger l'histoire du rôle attendu des praticiens dans cette ville. Laura Di Giammatteo et J. Andrew Mendelsohn explorent systématiquement le